

GERDA NOGAL
(UNIwersytet Zielinogórski, Zielona Góra)

ELTERNHAUS ALS KONTRAPUNKT.
VON DER KRISE DER ROUTINE
IN *ICH HABE EINFACH GLÜCK* (2003) UND *ERSTE LIEBE* (2006)
VON ALEXA HENNIG VON LANGE

Alexa Hennig von Lange's novels deal with the performances of adolescent socialisation and individualisation processes. A point of view of a female protagonist and first-person narrator focuses on the relationship within a family home and is a basis of reflection and self-perception. For that reason, the purpose of the analysis is to examine how the formerly established principles, beliefs and habits influence the structure of feelings and emotions of the main character. Hence, the question arises whether this parental context of socialisation and adolescent individualisation includes conflicting categories of experience and development

KEYWORDS: female adolescence, growing up, autonomy, family house, socialization

„Ich bin leer. Ich weiß nicht, wer ich bin, wohin ich soll. Nur Mama könnte mich wieder anfühlen, mir sagen, wer ich bin. Wenigstens ein bisschen.“

Alexa Hennig von Lange, *Erste Liebe*

IDENTITÄT ZWISCHEN SOZIALISATION UND INDIVIDUATION

Es nimmt nicht Wunder, wenn in den Vordergrund soziologischer Forschungen Aspekte theoretisch und empirisch orientierter sozialer Verhalten und Wechselwirkungen treten, die – pauschal formuliert – als Prozesse der Vergesellschaftung zu bezeichnen sind. Die gesellschaftliche Vernetzung des Individuums muss jedoch nicht zur Folge haben, dass der Frage nach gesellschaftlicher Individualisierung eine sekundäre Bedeutung zukommt. Im Gegenteil: Sie wird ebenfalls ins Blickfeld der Soziologie aufgenommen und – zur Zeit massiver Veränderungen und Ausdifferenzierung der heutigen Lebensbedingungen und -stile – verstärkt konzeptualisiert. Mit Blick auf die sozialen Entwicklungen der letzten drei Jahrzehnte, die sich in den westlichen Gesellschaften abgespielt haben, kann nämlich von dem „Anfang eines neuen

Modus der Vergesellschaftung“ gesprochen werden, die, so Ulrich Beck, „eine Art ‚Gestaltwandel‘ oder ‚kategorialer Wandel‘ im Verhältnis von Individuum und Gesellschaft“ sei (U. Beck 1996: 205). Beck nimmt hiermit Bezug auf die Pluralisierung der Lebensstile und den zunehmenden Zwang zu einer reflexiven Lebensführung. Was von dem Individuum – über die Bezogenheit auf die Gesellschaft und Integration hinaus – gesellschaftlich eingefordert wird, soll derzeit eine aktive Selbstbestimmung im Sinne von Selbstorganisation des eigenen Lebens sein (U. Beck, E. Beck-Gernsheim 1994: 15).

Im analogen Kontext führt Erik Erikson aus, dass und in welchem Maße das Gefühl der „Ich-Identität“ mit einem Vertrauen darauf verknüpft ist, dass „der Einheitlichkeit und Kontinuität, die man in den Augen anderer hat, eine Fähigkeit entspricht, eine innere Einheitlichkeit und Kontinuität (also das Ich im Sinne der Psychologie) aufrecht zu erhalten“ (E. H. Erikson 1966: 107). Dies umso mehr, als dass die postmoderne Gesellschaft für das Individuum nicht mehr als Ganzes, sondern nur in Teilbereichen bzw. Funktionssystemen erfahrbar ist, an denen es teilhat (U. Beck, U. Erdmann Ziegler 1997: 10).

Diese Erkenntnisse sind in einem ganz elementaren Sinne auf die Lebensphase Adoleszenz zu beziehen, in der es im Prozess des Reif- und Erwachsenenwerdens zu einer Anpassung an die Gesellschaft und die vorgegebenen sozialen, kulturellen und politischen Normen kommen soll. Dies auch dann, wenn die Entwicklungen der Adoleszenz *genuin* zur Entfaltung einer autonomen Identität führen sollen (P. Blos 2001: 22, M. Erdheim 1998: 366, M. Storch 1999: 70-83). Aus diesem Grunde sind Prozesse adoleszenter Reifung mit starken Ambivalenzen verbunden, da sie im Spannungsfeld zwischen dem Wunsch nach Individuation und Erwachsensein und dem nach Zuwendung bzw. Zugehörigkeit ausgelebt werden. Entsprechend ist die Labilität des Adoleszenten sehr groß, was sich im ständigen Oszillieren zwischen einem Rückzug aus der sozialen und generativ-traditionellen Erlebniswelt und seinem expansiven Verhalten äußert.

Da die Erlebnisse der Adoleszenz so zwei entgegensetzende Kategorien darstellen, wird sie als eine Lebensphase bezeichnet, die besonders stürmisch und krisenanfällig ist. Die mit der Adoleszenz verbundenen Verunsicherungen seien jedoch – so die Forschungen zur weiblichen Adoleszenz – nur über soziale Beziehungen zu überwinden. In diesem Zusammenhang ist, und darauf wird im Gang der Textanalyse abgehoben, auf die Relevanz familiärer Interaktionen hinzuweisen (K. Flaake 2004: 47-49, V. King 2002: 86).

Die für die folgende Untersuchung gewählten Erzähltexte von Alexa Hennig von Lange sollen daraufhin befragt werden, in welchem Umfang der angerissene Erfahrungsbereich von der Hauptfigur empfunden und wie sich diese angesichts solcher Anforderungen verhalten wird.¹ Denn: Die Protagonistin in *Ich habe einfach*

¹ Die Romane zählen zu der so genannten Lelle-Serie. In ihrem Haupt-Fokus steht die Elisabeth-Figur, deren körperliches und geistiges Heranwachsen das Themen- und Handlungsfeld der Texte

Glück und *Erste Liebe* wird in der adoleszenten Individuationsphase angetroffen. Während sich ihre innere Erlebniswelt grundsätzlich durch einen Autonomietrieb kennzeichnet, sind über den familiären Handlungsrahmen elterliche Traditionen und Routinen ermittelbar, die den Prozessen der figürlichen Vergesellschaftung entsprechen (sollen). Davon ausgehend wird es erzählanalytisch angezielt, zu erkunden, ob zwischen den beiden Kategorien der Individuation ein Widerspruch besteht oder eine Balance gefunden wird. In den Vordergrund rückt hierbei die Frage, in wie weit und in welcher Weise die fiktionalen Erziehungsmaßstäbe und Verhältnisse im Elternhaus auf die Organisation der Empfindungs- und Gefühlswelt des Ichs, mithin auf die von ihm angestrebte Souveränität, einwirken.

ELTERNHAUS UND ICH-SOZIALISATION

Geht man davon aus, dass jedes individuelle Entfaltungsprinzip in sozialgesellschaftliche Bezüge eingebettet ist, so fällt auf, dass jene in *Ich habe einfach Glück* und *Erste Liebe* vorwiegend mit dem familiären Handlungsrahmen abgegeben werden. Der Blick der erzählenden Instanz, die mit der Hauptfigur der Texte zusammenfällt, fokussiert sich stets auf die Ligatur des Elternhauses, die zum Maßstab ihrer Reflexion und Selbstwahrnehmung wird. Dies hat zur Folge, dass die Informationen zu der Figur *primär* in Abhängigkeit von den leitenden Konstellationen innerhalb ihrer Kernfamilie anzugehen sind. Des weiteren und wichtigeren bedeutet es, dass zum Verständnis der Figur ihr subjektiv-reflektierender Blick heranzuziehen ist. Mit den Begrifflichkeiten von Tzvetan Todorov ausgedrückt lässt sich sagen, dass die Du-Themen, die auf die fiktionale Beziehung Mensch-Umwelt übertragbar sind – so das figürliche Agieren im sozialen Milieu des Elternhauses –, in den Texten durch die Ich-Themen, also Fragen der Innenwelt, Reflexion und psychischer Konflikte der Figur ausgeweitet und vervollständigt werden (T. Todorov 1992: 97-99).²

In *Ich habe einfach Glück* ist die Hauptfigur Elisabeth, auf die in den Romanen stets mit der Benennung ‚Lelle‘ referiert wird, fünfzehn und – somit – in der Phase körperlicher und emotionaler Reifung. Die Anzeichen ihrer erhöhten Reflexivität treten bereits in den ersten Textzeilen hervor, wenn es heißt:

Nach der Schule fahre ich mit dem Fahrrad nach Hause [...]. Die Amseln zwitschern. Es ist Sommer. Und ich fühle mich so schrecklich allein. »Ich bin allein!« denke ich.

ausmacht. Vgl. dazu ausführlich http://www.alexahennigvonlange.de/lelle_serie.html (Zugriff am 25. Mai 2015).

² In Bezug auf die phantastische Literatur unterscheidet Tzvetan Todorov in die Ich- und Du-Themen. Die Ich-Themen würden dem Bereich des Inneren entstammen und Fragen der bewussten Reflexion und psychischer Konflikte reflektieren. Grundlage der Du-Themen dagegen ist die Beziehung Mensch-Umwelt. Sie handeln vom Einwirken des Individuums auf seine soziale Gemeinschaft.

An diesem Sonntag ist es besonders schlimm. Schon am Morgen, als ich aufwache [...], denke ich: »Ich bin allein!« Beim Mittagessen auf der Terrasse denke ich immer noch: »Ich bin allein!«
(A. Hennig von Lange 2006b: 9)

Die Erzählung beginnt *in medias res* mit der täglichen Fahrt der Hauptfigur von der Schule nach Hause. Was am Geschichtsanfang mit der schlagartigen Beleuchtung der emotionalen Befindlichkeit des Ichs hervorgebracht wird, ist jedoch nicht der erfasste Augenblick, d.h. die äußere Struktur der Handlung, sondern die Bedeutung, die dem subjektiven Erlebnis der Einsamkeit der Protagonistin zukommt. In dieser Weise wird die innere Erlebnisquote zum dominanten Aussagewert des Erzählten.

Dieser Erzählmodus ist für die gesamte Geschichte verbindlich, so dass sich die Psycho-Anlage der Figur sowie deren kausale Anleitungen systematisch ermitteln lassen. Eine sozial bestimmte bzw. determinierte Gestalt erlangt Hennig von Langes Ich durch die Verortung in einer ‚Durchschnittsfamilie‘ mit zwei Elternteilen und einer älteren Schwester Cotsch, womit ein – zumindest äußerlich – durchaus traditionelles und normatives Sozialisations- und Erziehungsbild entworfen wird. Und dennoch: Es zeigt sich, dass Geschehnis- und Erlebnismomente, die auf den eingangs markierten psycho-mentalenen Ich-Zustand einwirken, *de facto* mit dem Einflussrahmen der Kernfamilie hergeleitet und konstituiert werden.

Als bedeutsam ist in diesem Kontext das Konzept von Lelles Mutter hervorzuheben. Das leitende Charakteristikum der weiblichen Nebenfigur liegt an ihrer unmittelbaren, kontrollierenden Einflussnahme auf die Protagonistin. In Verbindung damit wird exemplarisch auf die mütterliche Gewohnheit fokussiert, in Lelles Zimmer „ohne anzuklopfen“ reinzukommen und in ihren Sachen zu ‚wühlen‘ (Hennig von Lange 2006b: 51), bei der es *figurensensibel* heißt:

Den Rest von meinem Zimmer durchsucht Mama ständig, weil sie einmal in meiner Schublade einen vollen Teller Kartoffelsuppe entdeckt hat. Seitdem [...] schüttele ich den Scheiß lieber gleich ins Klo. Aber dann spaziert Mama plötzlich mit einem Stapel frisch gewaschener Wäsche in mein Zimmer, reißt die Kleiderschranktür auf und fingert in meinen dreckigen Unterhosen herum [...]. Mama kapiert nicht, dass das ab einem bestimmten Alter nicht mehr gemacht wird.
(Hennig von Lange 2006b: 16)

Kenntlich wird, dass mit der Handlungs- und Bedürfnisanlage der weiblichen Nebenfigur und der der Protagonistin zwei konfligierende Kategorien der Individuation erfasst werden: Während die heranwachsende Hauptfigur die bisherigen, im Elternhaus gängigen Normen, Regularitäten und Verhaltensroutinen „ab einem bestimmten Alter“ in Frage zu stellen und umzuwerten sucht, scheint die „Gemütsverfassung von Mama“ durchaus konstant zu bleiben (A. Hennig von Lange 2006b: 17). Was mittels der kritisch wertenden Erzählhaltung und als eine explizite Vergabe der Informationen zu der Hauptfigur³ ausdrücklich und plausibilisiert wird,

³ Die Arten und Möglichkeiten der Informationsvergabe zu der Figur erörtert ausführlich Fotis Jannidis. (vgl. F. Jannidis 2004: 199).

ist die Erkenntnis, dass sie an Essstörungen leidet.⁴ Dies schärft den Blick auf die generativen Figurenrelationen, bei denen die Mutter Ich-perspektivisch als kontrollierend und eindringend empfunden wird.⁵ Der Konflikt kulminiert in einer eher komisch als bedrohlich anmutenden Szene, in der die Protagonistin mit einem „großen Brotmesser auf [die Mutter] los[geht]“, um sich „zur Wehr“ zu setzen.⁶ Damit wird die Position des erlebenden Ichs nicht nur über autoreflexive Bezüge auf seine Gefühls- und Gedankenwelt, sondern auch – und vor allem – über seine grandiose Handlung kenntlich, in der es seinen Anspruch auf einen größeren Raum von Autonomie zu manifestieren und durchzusetzen sucht.

In der Tat lässt die Hinwendung zu den figürlichen Lebens- und Gefühlszuständen in *Erste Liebe*, wo zu einem um zwei Jahre späteren Zeitpunkt erneut auf Lelles Elternhaus fokussiert wird, veränderte Kontexte ihrer Individuation konstatieren. Entscheidend ist dabei, dass die Protagonistin nicht mehr im Haus ihrer Eltern, sondern „im Hinterzimmer von Papas Geschäft“ positioniert wird (A. Hennig von Lange 2006b: 7). Es liege nahe anzunehmen, dass der veränderte räumliche Rahmen des Figurenhandelns einen Zuwachs an ihrer Souveränität, mithin distanzierte(re) Umgangsarten in den kernfamiliären Konstellationen einschließt.⁷ Indessen kann hervorgebracht werden, dass die Charakterisierung von Lelles Elternfiguren kontinuierlich über ihre routinierten Verhaltens- und Erziehungsformen erfolgt. Es manifestiert sich in Berichten über unangekündigte elterliche Besuche, die in Lelles Schlafzimmer unmittelbar nach ihrem Aufwachen abgestattet und aus der Perspektive der Protagonistin wie folgt beschrieben werden:

Mama setzt sich im Mantel auf meine Bettkante, und im Hintergrund gießt Papa seine Pflanzen. Der ist einfach mit seiner Gießkanne hinterhergekommen. Als Mama das merkt, werden ihre Lippen noch schmaler. Sie weiß ja, dass es mir nicht gut tut, wenn Papa alle Grenzen überschreitet [...]. Ich liege unter meiner hellblau geblühten Bettdecke und gucke von Mama zu Papa zurück. Mama sitzt blass auf der Bettkante [...]. Wir wissen: Wenn sie etwas [...] sagt, ist sie dran! Dann flippt Papa raus und schreit rum.

(A. Hennig von Lange 2006a: 30)

Die erfassten Eltern-Handlungen sind offensichtlich eine durchaus ‚standardisierte‘ familiäre Umgangsform und eine Überschreitung von persönlich-intimen Grenzen des heranwachsenden Ichs. In den Wahrnehmungsmodus gelangen diesmal primär die Merkmale der Vaterfigur: Es ist die Antizipation seines aggressiven Verhaltens,

⁴ Zum zentralen Motiv der Lelle-Serie wird die Magersucht der Protagonistin im Roman „Leute, ich fühle mich leicht.“

⁵ Annerget Overbeck beschreibt, in welcher Weise eine Mutter, die als kontrollierend und eindringend empfunden wird, auf die Gefühlszustände anorektischer Mädchen einwirkt (vgl. A. Overbeck 2003: 84-88).

⁶ Ebd.

⁷ In Hinsicht auf Hennig von Langes *Erste Liebe* führt Gerda Nogal aus, dass und warum der Autonomiezuwachs bei der Hauptfigur nicht nach äußeren Trennungsmerkmalen messbar ist (vgl. G. Nogal 2014: 71-93).

mit der eine zurückhaltende bzw. passive Ich-Haltung hergeleitet und begründet wird. Als Ausdruck solcher Figurenkennzeichen tritt nicht zuletzt die Erzählanlage in Erscheinung: Im erfassten Augenblick ist die figürliche Bewusstmachung von den erfahrenen ‚Sozialvorgängen‘ eine emotive aber – bezeichnenderweise – keine kritische.

In Verbindung damit ist die Präsenz von Szenen auffällig, in denen ausgeführt wird, dass und warum die Elternposition nicht korrigierbar sei. Wirksam sind in diesem Sinne familiäre Konflikte und Streitigkeiten, die im Erzählgang stets in den Blick geführt werden und – wie es somit hervortritt – den Alltag in Lelles Familie ausmachen. Bei einem solcher Spannungsmomente wird die Erzählperspektive auf die Innenwelt der Mutter ausgeweitet, wenn festgehalten wird:

»Warum ist es nicht mehr so wie früher? Da musste ich mir nie Sorgen um euch machen. Wo sind meine kleinen Mädchen, die mich anlächeln und glücklich sind. Du hast Käsebrod gegessen. Nach dem Abendbrod hast du auf meinem Schoß gesessen. Dich an mich gedrückt. Deine Arme um meinen Hals geschlungen. Wo bist du, meine fröhliche Tochter?«

(A. Hennig von Lange 2006b: 195)

In diesem Fall erfolgt die Ausleuchtung der Motivierung aufseiten der Mutterfigur explizit über ihre zitierte Rede. Sicher trifft zu, dass sie in ihrem lange ‚eingeübten‘ Verhaltens- und Erziehungsmodus verhaftet bleibt. In dem Heraufholen versunkener Familienbilder lässt sich punktuell verfolgen, in wie weit es zum mentalen Gleichgewicht der weiblichen Nebenfigur gehört(e), die Verhaltensmuster in der Eltern-Kinder-Achse auf eine eindeutige und invariable Daseinsstruktur festzumachen. Dies verbindet sich mit der Notwendigkeit, eine Modifizierung der Verhaltens- und Sozialisationsroutinen zu verweigern. Es liegt auf der Hand, dass zwischen der Wunsch- und der Erlebnislage Hennig von Langes Fiktionsakteure ein Widerspruch besteht.

Die Pointe liegt darin, dass die elterliche Ausrichtung auf Gleichheit und Kontinuität Ich-sensibel als eine inadäquate Erziehungskonvention ausgegeben wird, die seiner Bedürfnislage *in puncto* Individuation und Souveränität widerspricht.

Hiermit ist ein Problemkreis abgesteckt, der eine prägnante Aussage- und Wirkungskraft gewinnt, sobald die Darstellung von Alltagsituationen im Elternhaus nicht nur um die verinnerlichte Erlebnis- und Empfindungsart des Ichs, sondern um Passagen mit seiner subjektiven, evaluativen Wertung des Geschehens ausgeweitet wird. Beim nächsten Anlass des ‚Eindringens‘ der Mutter in Lelles Schlafzimmer, das in den Fiktionen nahezu durchgängig als die räumliche Kulisse für vertiefte Reflexionen der Hauptfigur eingesetzt wird, hält die Erzählerin Folgendes fest:

Mama ist schon ganz oft reingekommen, wenn es mir überhaupt nicht gepasst hat.

»Schläfst du schon, Lelle?«

»Ja!«

»Soll ich das Fenster aufmachen?«

»Nein!«

»Ich mach lieber das Fenster auf. Hier muss mal frische Luft rein!«

»Hm!«

»Was liegt denn da auf dem Boden?«

»Meine Hose!«

»Schmeiß die bitte nicht immer auf den Boden! Ich wasche sie doch nicht, damit sie hinterher auf dem Boden landet!« [...]

Unter Fachleuten würde man so ein Verhalten bestimmt seelische Vergewaltigung nennen. Ich nenne es auch so. Mama vergewaltigt mich seelisch. Wenn ich im Bett liege, will ich meine Ruhe haben. Ich will liegen und träumen [...]. Von jemandem, bei dem ich nicht alleine bin.

(A. Hennig von Lange 2006b: 22f.)

Aus der Passage sind exakt enge Bezüge zwischen den vom Ich erfahrenen Lebe- und Erziehungskontexten und seiner psycho-mentalenen Kondition abzuleiten. Wie es der knappe Dialog zwischen Mutter und Tochter veranschaulicht, werden die im Elternhaus der Protagonistin standardisierten Prozesse der Vergesellschaftung von ihr als eine Überschreitung und Verletzung von persönlichen Grenzen empfunden und aufgewertet. Damit ist gesagt, dass die familiäre Vernetzung des Ichs dem von ihm angestrebten Modus der Individuation widerspricht, da es seine mentale Abgrenzung bzw. -spaltung zu erschweren scheint. Offensichtlich wird die generative „Kontinuität“, also die Befangenheit im Gewohnten bzw. Routinierten, so zum Störfaktor bei der figürlichen Fähigkeit, eine innere Einheitlichkeit aufzubauen. Im generativen Verhältnis von der Hauptfigur und ihrer Familie führt dies zu einer steigenden Konfusion.

Der Aussagewert von derartigen Passagen, in denen die Gefühlszustände der Figur unmittelbar ausgeleuchtet und mit einem prägnanten Erzählkommentar bekräftigt werden, besteht darin, dass sie im Text der Geschichte kontinuierlich eingesetzt werden. In einem analogen Stil werden die figürlichen Gefühle und Emotionen in *Erste Liebe* hervorgebracht, wenn die Erzählerin – diesmal bei einem rückblickenden Rekurs auf die Ereignisse und Erlebnisse in ihrem Elternhaus – konstatiert: „Und eigentlich bin ich gerade deswegen von Zuhause ausgezogen, damit mir meine Familie nicht die ganze Zeit das Herz brechen kann“ (A Hennig von Lange 2006a: 30). In der gefühlsbetonten Bekenntnis des Erzähl-Ichs zeigt sich ausdrücklich, dass in seiner Konfrontation mit den familiären Verhaltens- und Umgangskonventionen jene mentalen Zustände dominant sind, die in einem auffällig hohem Maße negativ konnotiert sind und einen Rückzug aus seiner sozialen und generativ-traditionellen Erlebniswelt zur Folge haben.

Auf die Erkenntnisse und Begrifflichkeiten der Soziologie übertragen kann dies dem Hang des Individuums zu einer reflexiven Lebensführung entsprechen. Demnach ließe sich sagen, dass die Hauptfigur im Funktionssystem ihrer Familie – über die Bezogenheit auf die Eltern hinaus – zu einer aktiven Selbstbestimmung tendiert. Wenn dem so ist, dann sollen Umwandlungen in den bislang stabilen bzw. ‚standardisierten‘ Formen des Familienlebens auf einen Autonomiezuwachs der Figur abgeschnitten sein.

ELTERNHAUS UND ICH-INDIVIDUATION

Zu den familiären Verhaltensregularitäten und -konventionen, die in den untersuchten Fiktionen episodenhaft, aber nahezu durchgängig vor Augen geführt werden und auf die Konstitution der Protagonistin durchschlagen, gehören – außer dem soeben Ausgeführten – stark affekt- und aktionsgeladene Konfliktsituationen im Verhältnis der Figuren. Dies kann für die Handlungsbeschreibung gefolgert werden, in der die Mutter, die sich – so die Ich-hafte Konstatierung – „wie so ein kleines Kind“ benimmt (A. Hennig von Lange 2006b: 36) und „gerne als Opfer“ sieht (A. Hennig von Lange 2006a: 112), nach einem heftigen Streit mit Cotsch „mit ihren ausgefransten Hausschuhen auf die Straße“ marschiert und einfach wegläuft (A. Hennig von Lange 2006b: 28). Da sie ungewöhnlich lange nicht zurückkommt, was „neu“ ist und „was von der Apokalypse“ hat, ist der Vorfall mit vielem Recht als ein einschneidendes bzw. tiefgreifendes Erlebnis einzustufen (A. Hennig von Lange 2006b: 28). Indessen wird sein Rang von der Hauptfigur relativiert, wenn ihre steigende Sorge um die Mutter mit dem Bericht über belanglose, routinierte Handgriffe und Gedanken durchsetzt wird. In dem Sinne wird Folgendes verzeichnet:

Am besten, ich wasche erst mal den Salat zu Ende und schleudere die grünen Blättchen in der roten Salatschleuder trocken. Die hat Mama vor zwei Wochen bei Edeka erstanden: »Guckt mal! Diese Salatschleuder hat nur fünf Mark gekostet!« Bestimmt freut sich Mama, dass der Salat geschleudert ist, wenn sie wiederkommt. Hoffentlich kommt sie wieder. Nicht dass wir Mama das nächste Mal sehen, wenn sie aufgebahrt im Sarg liegt. Ich weiß nicht mal, ob Mama eingäschert werden will. So wie Opa. Und der Salat ist fertig, wenn Papa kommt.
(A. Hennig von Lange 2006b: 30f.)

Was in der subjektiven Darstellung des Erzähl-Ichs mitgeteilt und exponiert wird, lässt sich entweder auf eine frühere Zeitspanne in der erzählten Welt oder auf eine pietistische Konzentration auf eingeübte, alltägliche Handlungsabläufe beziehen, die – um es vereinfacht aufzuwerten – Züge einer aktiven Selbstorganisation einnehmen. Einsichtig wird, dass die fokussierten, durchaus außergewöhnlichen Ereignisse im Elternhaus so zu keiner Destabilität bei der erlebenden Figur führen. Die Ursache dafür ist in der Narration der Umstand, dass durch das Mittel der Komik eine nüchterne Distanz des Erzähl-Ichs zu dem Vorgetragenen gewonnen wird, so dass die Offenlegung seiner Empfindungs- und Gemütslage in den Hintergrund tritt. Hierbei ergibt sich die Komik, die bei Hennig von Lange stellenweise *ad absurdum* geführt wird, allerdings weniger aus den explizierten Erlebnissituationen, als vielmehr aus dem ironischen Stil der Narration, der mit der mimetischen Evokation sowie der schwerwiegenden Qualität der vom Ich erfahrenen sozial-familiären Zustände kontrastiert.

Für derartige Handlungsabfolgen trifft überdies zu, dass sie mit keinen wertenden Kommentaren der Erzählerin abgerundet werden, die zu einer explikativ kritischen Charakteristik des sozialen Milieus ihres Elternhauses beitragen würden, woran

sich die Bezogenheit der Figur auf ihre Familie spiegelt. In der hier konstruierten gedanklichen Handlungssequenz wird selbst die Antizipation des mütterlichen Tod- und Eingäschert-Seins als ein Szenario ausgelegt, bei dem – paradoxerweise – die familiäre Vernetzung des Ichs zum Vorschein kommt.

Ähnlich verhält es sich mit Ereignisabfolgen, die auf der Grundlage der Beziehung zwischen der Hauptfigur und ihrer Schwester Cotsch konstruiert werden. Der linearen Handlungsführung folgend ist solchen Textpassagen prinzipiell alles andere als eine Stabilität und Kontinuität abzugewinnen. Die Informationen zu der weiblichen Nebenfigur und ihrem Handeln ergeben insgesamt einen situativen Kontext, für den eine hervorragende Dynamik und Wechselhaftigkeit prägend sind: Cotsch ist arrogant, droht stets mit Flucht oder Selbstmord, so dass die Familie bei ihr aufpassen muss, dass sie „nicht wie ein Tornado losgeht und alles in Schutt und Asche wirbelt“ (A Hennig von Lange 2006a: 92). Als sie eines Abends tatsächlich verschwindet, macht sich die Protagonistin – ungeachtet der späten Stunde – selbst auf die Suche nach der Schwester, da der Vater äußerst selten „bereit ist, sich familiär zu beteiligen“ (A. Hennig von Lange 2006b: 53). Mit solchen – für das figürliche Elternhaus bezeichnenden Handlungen und Situationen – wird zweifelsohne ein Beitrag geleistet, dem ein Zustand von mentaler Verunsicherung und sozialem Rückzug der Figur entsprechen könnte. Gleichwohl trifft für die einsame nächtliche Expedition der Protagonistin zu, dass sie ein expansives Verhalten und mit Merkmalen eines Abenteuers ausgestattet ist.

In Abhängigkeit von Momenten gleichzeitigen Erzählens – Cotsch wird gefunden und bricht sich unmittelbar danach ein Knie – wird im Text die Information nachgeholt, sie habe sich bei den Notärzten in ihrem Bezirk längst als das „legendäre Mädchen mit den Glasknochen“ bekannt gemacht (A. Hennig von Lange 2006b: 151). Aus diesem Grunde endet die nächtliche Tour in einer Klinik, wo es im telefonischen Gespräch der Protagonistin mit der Mutter heißt:

- »Wo bist du? Hast du Cotsch gefunden?«
 - » Ja!«
 - »Wo seid ihr??«
 - »Beim Eingipsen!« [...]
 - »Ist Cotsch was passiert?«
 - »Nein, die hat sich nur mal wieder das Bein gebrochen!« [...]
 - »Wie geht es Cotsch?«
 - »Ganz gut. Die heult die ganze Zeit!«
- (A. Hennig von Lange 2006b: 152f.)

Auf der Handlungsebene sind den Ereignissen, an denen die Hauptfigur partizipiert, mit vielem Recht Kennzeichen einer Abweichung von den standardisierten Lebensumständen und -stilen anzulegen. Gleichwohl wird der vermittelten Situation das Merkmal attribuiert, ein durchaus gewohntes Erlebnis zu sein, da die Ich-hafte Betrachtungsweise keine von Furcht oder Unsicherheit schattierte Affinität aufkommen lässt. Mit den figürlichen Wortsequenzen wie „nur“ oder „Ganz gut“

wird dem Geschehen ihre eigentliche Wirkungskraft *de facto* abgesprochen. In dieser Weise werden der Hauptfigur Merkmale zugeschrieben, die für ihre reflexive und autonome Konstitutionsanlage stehen. Dies auch dann, wenn das von der Protagonistin Erlebte und die Gefühlsmerkmale, die hieran gebunden werden, in logischer Hinsicht nicht kompatibel sind.

Eine analoge Position der erzählenden Distanz tritt bei Rekursen auf die Elternfiguren hervor. Wie es in den subjektiven Ich-Erzählberichten beinahe leitmotivisch eingesetzt wird, ist der Vater „emotional verkümmert.“ Mit Lelles Mutter will er weder reden noch „kuscheln“ (A. Hennig von Lange 2006b: 88 und 45). Den Anspruch auf „Körperkontakt“, den sie seitens ihres Mannes nicht mehr hat, scheint Lelles hypochondrische Mutter in der Bezogenheit auf ihre Töchter einzulösen (A Hennig von Lange 2006b: 61). Mit Blick auf die Eigenschaften der Elternbindung konstatiert die Erzählerin Folgendes:

Seit ich denken kann, sagt meine Mutter zu mir und meiner Schwester: »Heiratet bloß nicht, Kinder!« Und wenn ich mir meine Eltern so ansehe, ist das ein guter Tipp. Außerdem weiß ich sowieso nicht, wen ich heiraten sollte. Arthur [Lelles Freund – G.N.] ist in Afrika, und in seinen Briefen steht, dass er noch Tausend Brunnen und Hütten bauen will.

(A. Hennig von Lange 2006a: 16)

Paradoxerweise evoziert die auf den Antagonismus zwischen den Eltern gerichtete Aufmerksamkeit auch diesmal keine negativen Ich-Reflexionen. Im Gegenteil: Das Erzähl-Ich greift die familiären Krisenzustände auf und schreibt ihnen Eigenschaften zu, die den ‚natürlichen‘, ja generativen Individuationsmaßnahmen und -anleitungen entsprechen würden. Es deutet sich an, dass der Erfahrung, an der die Hauptfigur im Verhältnis mit ihrem sozialen Umfeld Anteil hat, der Status von einem gewöhnlichen oder gar routinierten Erlebnis zugewiesen wird, was wiederholt an der komischen oder gar parodistischen Erzählhaltung liegt. Dieser auf die Eltern gerichtete Erlebnismodus bleibt selbst dann aufrechterhalten, wenn die Elternhausbeziehungen – zu einem anderen Zeitpunkt in der erzählten Welt – Ich-sensibel zu einem „Stressfaktor“ avancieren (A Hennig von Lange 2006b: 31).

Festzuhalten ist, dass Konflikte und Spannungen im Verhältnis der fiktionalen Familienmitglieder – anders als die vorerst ausgeführten Grenzüberschreitungen – nicht als Entitäten einer emotionalen Belästigung und Desorganisierung des Ichs aufzuwerten sind. Will man die Gültigkeit der affirmativ-humorvollen Ich-Kommentare anerkennen, so kann dieses Phänomen mit vielem Recht als eine aktive Individuationsleistung der Hauptfigur ausgelegt werden, die versucht, über ihre wechselnden bzw. turbulenten sozialen Kontexte hinweg ihre emotionale Bindung an die Familie stabil zu erhalten.

In der Tat tritt die Ligatur des Elternhauses als eine zentrale Bezugsebene hervor, wenn von der Hauptfigur im Moment einer Gefühlsschwankung konstatiert wird: „Ich bin leer. Ich weiß nicht, wer ich bin, wohin ich soll. Nur Mama könnte mich wieder anfühlen, mir sagen, wer ich bin. Wenigstens ein bisschen. «Du bist mein

Lieblingskind»“ (A Hennig von Lange 2006a: 93). Sind die figürlichen Erlebnis- und Bedürfnismomente verscheiden, so lässt sich aus dem Angeführten ein übergreifend zu verstehendes Merkmal ableiten: Es ist die Bedeutung des Elternhauses, die – den stürmischen und krisenhaften Erlebnissen entgegen – dem Bedürfnis der Protagonistin nach Zuwendung und Zugehörigkeit eine stabile Wirkungskraft verleiht.

AUSBLICK

In *Ich habe einfach Glück* und *Erste Liebe* wurde die Protagonistin und Ich-Erzählerin Elisabeth in einer Lebensphase angetroffen, in der sich ihre Individuation und Sozialisation, Autonomie und Abhängigkeit, Distanzierung und Bezogenheit auf andere nicht klar voneinander trennen lassen. In diesem Sinne war Hennig von Langes Figurenkonzept – auch wenn auf dem Weg nach dem Reif- bzw. Erwachsenwerden – in ein Netz von sozialen Bezügen eingebettet, unter denen der kontextuelle Rahmen der Familie die bedeutsamste Präsenz erlangte.

Als ein wichtiger Aspekt des Figurenaufbaus und der Erzählführung wurde der Umstand ermittelt, dass das Ich stets um die Erkundung und Darstellung seiner mentalen Zustände bemüht war, d.h. dass die fiktionalen Zusammenhänge und Ereignisse jeweils in seine subjektive Gefühlswelt eingeordnet bzw. über diese transponiert wurden. Von diesen Erkenntnissen ausgehend war es im Analysegang möglich, Informationen zu der emotionalen Befindlichkeit der Protagonistin in Abhängigkeit von ihren Familienverhältnissen zu erfassen, dies mit der gezielten Fragestellung, wie sich die erfahrenen Beziehungs- und Sozialisationsformen auf ihre Individuation bzw. Selbstbestimmung übertragen lassen.

Bei der Auslotung von den sozial determinierten Erlebnisbeständen, an denen die Figur teil hatte, wurden zunächst die gewohnten und routinierten Erziehungsmaßstäbe hinterfragt. Die unzureichende Distanz in den familiären Sozialisations- und Umgangsarten entpuppte sich *genuin* in ihrer krisenhaften Dimension und stand für Irritationen und eine Destabilisierung der Gemüts- und Gefühlslage der Figur. Entsprechend waren unter den mentalen Zuständen der Hauptfigur ihr Hang zum sozialen Rückzug und ein inneres Autonomiebestreben dominant.

Anders verhielt es sich mit den ‚unkonventionellen‘ Erlebniskategorien, denen die Protagonistin im Kontext und Funktionssystem ihrer Familie ausgesetzt war. In diesem Analyseanlauf wurden jene familiären Ereignisse und Erlebnisse erarbeitet, die sich – den objektiven Deutungskriterien gemäß – folgerichtig auf eine emotionale Destabilisierung oder einen Kontrollverlust der Hauptfigur übertragen sollten. Indessen wurden mit den tempo- und aktionsreichen Handlungssequenzen, in die die Hauptfigur involviert war, ihre selbstgesteuerten Denk- und Handlungsabläufe konzipiert, denen der Status einer aktiven und reflexiven Konstruktionsleistung beizumessen war.

Die figürliche Besonderheit, über die krisenhaften bzw. belastenden sozialen Kontexte hinweg ein stabiles Ich zu behalten war, wie ausgeführt, auf ihr emotives Verhältnis zur Kernfamilie zurückzuführen. Zwar war – wie hervorgebracht – für die Identität der Figur ihr Autonomiehang konstitutiv, doch wurde er nicht in einem Abbruch der Familienkontakte realisiert. Im Gegenteil: Die mit den Turbulenzen und der Dynamik der familiären Erlebnissituationen und Adoleszenz verbundenen Verunsicherungen waren für das Ich nur über soziale Beziehungen zu überwinden. Daraus ist exakt abzuleiten, dass sich Hennig von Langes Figurenkonzept grundsätzlich im Einklang mit den aktuellen Erkenntnissen der Soziologie befindet, was nicht nur seine affirmative Verstärkung, sondern auch eine weitgehende Authentisierung bewirkt.

LITERATUR

Primär

HENNIG VON LANGE, A. (2006a): *Erste Liebe*. Roman, Reinbek bei Hamburg

HENNIG VON LANGE, A. (2003/2006b): *Ich habe einfach Glück*. Roman, Reinbek bei Hamburg.

Sekundär

BECK, U. (1996): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Sonderausgabe, Frankfurt am Main.

BECK, U./ BECK-GERNSHEIM, E. (1994): *Riskante Freiheiten: Individualisierung in modernen Gesellschaften*, Frankfurt am Main.

BECK, U./ ERDMANN ZIEGLER, U. (1997): *Eigenes Leben. Ausflüge in die unbekannte Gesellschaft, in der wir leben*, München.

BLOS, P. (1962/2001): *Adoleszenz*, Stuttgart.

ERDHEIM, M. (1984/1998): *Die Gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit*, Frankfurt am Main.

ERIKSON, H.E. (1966): *Identität und Lebenszyklus*, Frankfurt am Main.

FLAAKE, K. (2004): „Körper, Sexualität und Identität. Zur Adoleszenz junger Frauen“, in: ROHR, E. (Hg.): *Körper und Identität. Gesellschaft auf den Leib geschrieben*. Königstein/Taunus, 47-68.

JANNIDIS, F. (2004): *Figur und Person. Beitrag zu einer historischen Narratologie*, Berlin/New York.

KING, V. (2002): *Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz*, Opladen.

NOGAL, G. (2014): *Weibliche Adoleszenz in der neuesten deutschsprachigen Literatur*.

Narratologische Fallstudien, Dresden.

OBERBECK, A. (1998/2003): „Körper, Kreativität und Weiblichkeit. Schöpfungsphantasien anorektischer Mädchen und der Frankenstein-Roman von Mary Shelley“, in: FLAAKE, K./ KING, V. (Hg.): *Weibliche Adoleszenz. Zur Sozialisation junger Frauen*, Weinheim, Basel, Berlin, 84-102.

STORCH, M. (1999): „Identität in der Postmoderne. Mögliche Fragen und mögliche Antworten“, in: DOHRENBUSCH, H./ BLICKENSTORFER, J. (Hg.): *Allgemeine Heilpädagogik – eine interdisziplinäre Einführung*. Bd. 2, Luzern, 70-83.

TODOROV, T. (1992): *Einführung in die phantastische Literatur*. Aus dem Französischem von Karin Kersten, Senta Metz und Caroline Neubaur, Frankfurt am Main.